

SCHULE

»Die soziale Herkunft schlägt durch«

Der Bildungsforscher Ulrich Trautwein erklärt, warum zu viel Freiheit bei der Schulwahl schaden kann

DIE ZEIT: In den kommenden Monaten ist es wieder so weit: Viele Eltern werden es als eine mittlere Katastrophe erleben, dass ihr Kind keine Übertrittsempfehlung für das Gymnasium erhalten hat.

Ulrich Trautwein: Es mag diesen Eltern kurzfristig kein Trost sein, aber man sollte nicht vergessen, dass man auch mit dem Umweg über Haupt- und Realschulabschluss das Abitur erwerben kann.

ZEIT: In Berlin gibt es Überlegungen, wie in Süddeutschland die Übertrittsempfehlung durch verbindliche Kriterien zu ersetzen, die den Zugang zum Gymnasium möglicherweise stark einschränken und allein von der Leistung abhängig machen. Ist das nicht das Ende jeder Durchlässigkeit?

Trautwein: Über die spezielle Berliner Situation kann ich keine Aussagen treffen, aber grundsätzlich denke ich das nicht. In manchen Bundesländern wechseln bis zu einem Drittel der Realschüler in die gymnasiale Oberstufe. In Baden-Württemberg, das zeigen unsere Untersuchungen, hat immerhin rund jeder 20. Abiturient in seiner Schullaufbahn einmal die Hauptschule besucht. Aber wahr ist auch, dass wir immer noch zu wenig wissen, wie durchlässig unser Schulsystem wirklich ist. Darum brauchen wir dringend Längsschnittstudien, die sich Schülerlaufbahnen über mehrere Jahre und Bildungsetappen hinweg anschauen.

ZEIT: Genau so eine Studie haben Sie kürzlich gemeinsam mit Ihrem Kollegen Franz Baeriswyl von der Schweizer Universität Freiburg vorgestellt. Was haben Sie herausgefunden?

Trautwein: Nach sechs Jahren Grundschule folgen dort drei Jahre auf dem Gymnasium, auf der Sekundarschule, die der Realschule in Deutschland entspricht, oder einem dritten, unserer Hauptschule entsprechenden Bildungsgang. Das Spannende ist: Der Kanton Freiburg verwendet beim Übertritt nach der sechsten Klassenstufe ein ausgeklügeltes, standardisiertes System von Beurteilungen, Leistungstests und intensiver Beratung der Eltern. In dessen Folge finden sich bei diesem Übergang nur geringe Effekte des familiären Hintergrunds. In Freiburg gilt offenbar: Je verpflichtender die Kriterien für den Übergang sind, desto geringer ist die soziale Selektivität.

ZEIT: Nach der neunten Jahrgangsstufe steht in Freiburg ein weiterer Übergang an, der weitaus weniger reglementiert ist. Welche Folgen hat das?

Trautwein: Nach der neunten Klasse geht es um eine grundlegende Entscheidung für die Schüler: Soll es auf die gymnasiale Oberstufe gehen, oder wird eine Ausbildung angestrebt? Im Sinne der Durchlässigkeit steht allen Sekundarschülern mit halbwegs guten Noten der Zugang zur gymnasialen Oberstufe weit offen, und fast ein Viertel von ihnen nutzen ihn auch. Gleichzeitig wechseln aber rund 40 Prozent der Gymnasiasten in eine berufliche Ausbildung und verzichten auf den Besuch der gymnasialen Oberstufe. Bemerkenswert ist, dass bei der Entscheidung, wer Abitur macht, die Herkunft wieder mit voller Wucht durchschlägt.

ZEIT: Weniger Regeln beim Übergang führten also in Ihrer Studie zu einer stärkeren sozialen Selektivität?

Trautwein: Im Kanton Freiburg sind es tatsächlich die Gymnasiasten aus sozial schwächeren und bildungsfernen Elternhäusern, die sich überdurchschnittlich häufig nach der neunten Klasse für den beruflichen Sektor entscheiden. Man könnte auch sagen: Die sozialen Disparitäten, die man beim Übertritt von der Grundschule noch mühsam aus dem System herausgehalten hat, sind mit einem Male wieder voll da. Denn umgekehrt wechseln auffällig viele Sekundarschüler aus bessergestellten Familien aufs Gymnasium. Insgesamt verliert das Gymnasium dadurch an Leistungsstärke und gewinnt dafür an sozialer Selektion. Man muss dazusagen, dass im beruflichen Sektor sehr attraktive Ausbildungsmöglichkeiten angeboten werden, die eine Lehre mit dem Erwerb der Fachhochschulreife kombinieren. Arbeitgeber schnappen sich auf diese Weise schon früh viele kluge und interessierte Mitarbeiter. Dennoch bezweifle ich, dass diese Rückkehr der sozialen Selektivität im Sinne der Erfinder ist.

ZEIT: Was folgt daraus?

Trautwein: Dass man von den guten Erfahrungen am Ende der Grundschule lernen sollte. Gelenkstellen im Bildungssystem sind immer wesentliche Verstärker von Ungleichheiten des Bildungserfolgs, die von der familiären Herkunft herrühren, aber man kann diese Effekte durch geeignete Gegenmaßnahmen deutlich reduzieren. Die Fragen stellte JAN-MARTIN WIARDA